

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 324.

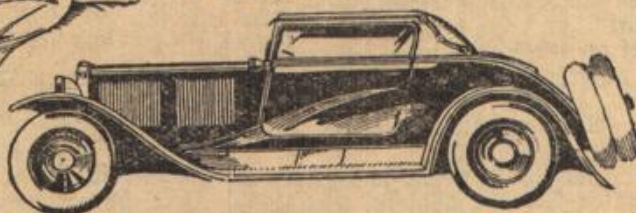
Samstag, 5. Dezember

1931.

EIN  
**MÄDCHEN**



EIN  
**AUTO**



EIN  
**HUND**



Copyright 1931 by Kuorr u. Hirth,  
G. m. b. H., München.

ROMAN VON OLE STEFANI.

(20. Fortsetzung.)

„Still —“, sagte Janet. Sie kannte ihren Hund. „Er spürt jemanden.“ Sie blieben stehen und sahen sich um.

„Es ist nichts!“ sagte Cranbourne nach einer Weile. Und fuhr leise fort: „Alles, was ich will, Janet, ist, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Sie haben eine traurige Zeit erlebt und es ist wohl nicht unrecht, wenn ich sage — irgend etwas liegt noch in der Luft. Ich habe mich bemüht, Ihnen zu helfen. Aber jetzt ist noch nicht die Zeit, darüber zu sprechen. Ich hoffe, Sie werden es eines Tages erfahren. Und ich meine oft, daß Sie gerade jetzt einen guten Freund brauchen. Bitte — Sie dürfen mich nicht falsch verstehen — ich biete Ihnen meine Kameradschaft an. Sie sollen mir ohne Rückhalt vertrauen! Schlagen Sie ein, Janet!“

„Da ist jemand!“ sagte Janet plötzlich. Sie hatte nach wie vor in die dunklen Bäume gesehen. „Da bewegt sich etwas!“

Tarka schoß mit hellem Laut in das Dickicht.

„Ach, lassen Sie doch!“ sagte Cranbourne ärgerlich und hielt sie mit sanftem Griff fest. „Ja oder nein — Janet?“

Sie machte sich los. „Tarka!“ schrie sie und lief ihm nach in das Dickicht hinein. Sie sprang über die Steine und schlug die dunklen Äste beiseite, immer dem Laut nach, den Tarka gab.

„Was machen Sie denn?“ rief Cranbourne hinter ihr.

„Ich will Tarka fangen!“ schrie sie im Laufen. Aber das war nicht ganz ehrlich. Denn sie hatte zwischen zwei Baumstämmen, trotz der Dunkelheit, einen Augenblick lang erkannt, daß die Gestalt, die sich in raschen Sprüngen durch das Dickicht drückte, die einer Frau war. Und ein wütendes Verlangen war in ihr, festzustellen, wer da verborgen gestanden hatte und jedes Wort des Gesprächs gehört haben mußte.

Aber im Augenblick war wenig Aussicht, ihrer habhaft zu werden. Sie schien dem jungen Mädchen weit voraus. Tarkas Bellen klang immer entfernter. Janets ungeübte Augen durchsuchten das Gewirr von Felsblöden und Büschen. Sie schrak vor Schatten zurück, die sich dann als harmlos herausstellten. Sie lief und sprang mit aller Kraft. Hinter sich hörte sie das Prasseln, mit dem der Major ihr durch das Gebüsch folgte. Das Gelände stieg an. Nach einer Weile stand sie keuchend still. „Tarka!“ schrie sie so laut sie konnte. Ganz von fern, unerkennbar aus welcher Richtung, kam ein kurzes Gebell.

„Was haben Sie denn?“ Cranbourne hatte sie eingeholt und lachte: „Tigerjagd im Dschungel — wie?“

„Nein — es war wirklich jemand da!“ sagte Janet bestimmt, die Hände auf ihr klopfendes Herz gepreßt. „Wir müssen ganz nahe an der Stelle vorbeigegangen sein.“

Der Major sah sich prüfend um. „Tatsache ist, daß dieser Jemand weg ist. Wenn er überhaupt da war.“

„Es war jemand da!“ wiederholte sie. Und sah ihn an: „— eine Frau!“

Er tat einen Pfiff der Überraschung. „Sind Sie sicher?“

„Ja.“

„Wer kann das gewesen sein?“

Sie antwortete nicht.

„Gerade heraus“, fragte er leise: „Sie dachten an Violet?“

Sie zuckte die Achseln.

Er dachte nach und schüttelte den Kopf.

Sie flüsterte: „Oder —“

„Oder —?“

„Aber das ist auch nicht sehr wahrscheinlich.“

Er verstand. „Martha Hope? — Sagen Sie, haben Sie sie erkannt?“

„Leider nicht!“ seufzte sie. „Es ist so dunkel — und sie lief so schnell.“ Es fröstelte sie.

Er bemerkte es und sagte: „Ach — das sind alles Hirngespinnste! Weiß Gott, wer das war! Vielleicht jemand aus dem Dorfe. Jedenfalls — im Augenblick können wir nichts machen . . . darf ich fragen, was Sie weiter vorhaben?“

„Meinen Hund will ich!“ sagte sie und rief lange nach Tarka. Sie gingen eine Weile durch das Gestrüpp weiter. Sie bekamen keine Antwort.

„Er wird schon wiederkommen!“ sagte der Major begütigend. „Sie brauchen keine Sorge zu haben!“

Aber Janet war in Sorge. Schließlich lehrten sie um und gingen zum Schloß zurück — immer wieder den Namen des Hundes rufend. Am Parktor machten sie für eine Viertelstunde halt und rauchten. Tarka kam nicht. Dann stiegen sie langsam die Höhe hinauf. Der Major schien ziemlich verdrießlich. „Sie sind mir noch eine Antwort schuldig!“ fing er einmal behutsam an.

„Aber doch nicht jetzt!“ sagte sie ärgerlich und er schwieg verlezt.

Zu Haus war Tarka auch nicht. Janets Nervosität steigerte sich. Alle redeten ihr gut zu. Aber Tarka blieb verschwunden, und sein Erscheinen wäre das einzige ge-

wesen, was sie hätte beruhigen können. Es war ganz dunkel geworden und sie fing an zu weinen.

„Du bist ein großes Kind!“ sagte Onkel Martin schließlich.

„Das weiß ich und es ist mir gleich!“ schluchzte sie störrisch. „Aber ich habe Angst um meinen Hund!“ Sie kam sich maßlos vereinsamt vor.

„Er kommt sicher von selbst wieder!“ versicherte Onkel Martin. Und auf einen Blick von Tante Betsy fügte er hinzu: „Wenn er in einer halben Stunde nicht da ist, dann werde ich eine Rettungsexpedition organisieren.“

Sie warteten. Sie saßen auf der Terrasse und horchten in den Wald. Über den Horizont glitt in regelmäßigen Abständen ein Lichtstreifen durch die Nachtlust — von irgend einem Leuchtturm her.

„Übrigens“, sagte Tante Betsy, sich plötzlich erinnernd, „Janet — hast du heute in meinem Schreibtisch gerammt?“

„Ja — in deinem Schreibtisch?“

„Ja, Kind. Ich mache dir durchaus keinen Vorwurf. Ich möchte es bloß wissen!“

„Ich habe einen Brief an Kate geschrieben. Aber ich habe die Schublade nicht aufgemacht.“

„Sicher?“

„Aber Tante Betsy! — Warum sollte ich dir das verschweigen?“

„Na, Kind, schon gut — ich glaube es dir ja. Aber es ist so merkwürdig. Denken Sie sich, Martin, jemand muß in meinen Sachen gewühlt haben!“

„In was für Sachen?“

„Ach — ich bin doch so ein sentimentales altes Frauenzimmer. Und ich habe stets einen Pack alter Briefe bei mir, mit einem Goldfaden zusammengebunden. Und als ich heute nachmittag die Lade, in der ich das Zeug habe, zufällig öffnete, da war der Faden gelöst und alles war in Unordnung . . . komische Geschichte . . . na —“, sie konnte ein Gähnen nicht verbergen. „Kind — findest du es sehr herzlos, wenn ich schlafen gehe? Ich bin so unbeschreiblich müde . . . gute Nacht!“ Sie küßte Janet und flüsterte ihr zu: „Er wird ja wiederkommen, Liebling!“ Dann ging sie hinaus.

„Wollen Sie nicht auch schlafen gehen?“ fragte Major Cranbourne leise. Ein Schweigen voller Verachtung war die Antwort.

Endlich machte Onkel Martin sein Wort wahr. Er verteilte Taschenlampen an die Dienerschaft und ging mit Cranbourne und Janet in den Wald. Den Major verloren sie sehr bald aus den Augen. Janet schrie sich heiser, aber das einzige, was ihr antwortete, waren die Rufe der anderen Gruppen, die nach Tarka suchten. Schließlich zerriß sich Onkel Martin im Gebüsch die Hose. Damit war seine Geduld endgültig erschöpft. Er richtete den Lichtkegel der Lampe auf das Loch in seinem Beinkleid und sagte kläglich: „Liebes, gutes Kind, es ist doch wirklich lächerlich — es soll schon vorgekommen sein, daß ein Hund eine ganze Nacht herumgestrolcht ist!“

„Tarka nicht!“ sagte Janet eigensinnig.

„Komm jetzt nach Hause, du siehst, es ist vollkommen vergeblich, wir kommen zu keinem Resultat! Mir tut schon alles weh! Ich garantiere dir dafür, daß der junge Herr morgen früh vor deiner Tür sitzt und sich herrlich amüsiert hat. Komm, sei vernünftig, Baby!“

Müde und unglücklich ging sie mit ihm nach Hause. Sie fanden die meisten der ausgesandten Leute schon dort vor. Niemand hatte etwas gesehen.

Janet weigerte sich, schlafen zu gehen. Sie ließ sich im Salon in einen Sessel fallen. Onkel Martin saß ihr schläfrig gegenüber. Er ließ seine Augen unnatürlich weit auf, um zu verbergen, daß sie ihm zusallen wollten. Janet rauchte ungezählte Zigaretten, eine nach der andern, und blätterte nervös in Zeitschriften. Schreckliche Bilder von Tiermißhandlungen stiegen in ihr auf. „Sobald er kommt, fahre ich mit ihm nach Haus!“ dachte sie. „Heute nacht noch!“ In London gibt's keine Wälder — und keine Frauenzimmer, die sich nachts im Dickicht herumtreiben!“ Immer wieder lief sie hinaus, wenn sie Schritte hörte, und immer wieder mußte sie hören: „Wir haben ihn leider nicht, Miß Gregor!“

„Cranbourne steht noch aus —“, gähnte Onkel Mar-

tin, „sonst sind alle da.“ Er sah nach der Uhr. „Guter Gott! Es ist schon halb zwei!“

Gerade als er das sagte, hörten sie draußen aus dem Park eine Stimme: „Hallo — Janet!“

Sie schrie auf und stürzte zur Tür hinaus.

„Da ist der Strolch!“ schrie der Major vergnügt wieder.

„Tarka! Gott sei Dank! Da bist du ja wieder! Du Scheusal! Du ekelhaftes Vieh!“ Janet wußte nicht, was sie tat. Sie lachte und weinte in einem. Später entsann sie sich, daß sie auch einen Augenblick lang Cranbourne umarmt hatte, der sich das freudig überrascht gefallen ließ.

„Ich will ja nichts sagen!“ brummte ihr Vormund — seinerseits erleichtert, weil er endlich ins Bett durfte. „Aber wenn du mich fragst: der historische Augenblick ist da, wo der Hund seine Keile haben muß!“

„Aber es ist doch das erste Mal, daß er so etwas getan hat!“ fauchte ihn Janet an.

Er zog sich betreten zurück. „Ich meine ja bloß —“

„Tarka!“ Sie kniete auf der Erde und der Hund überhäufte sie mit Zärtlichkeiten, unter denen er sein schlechtes Gewissen verbarg. „Wo warst du bloß?“

Und dann sah sie entsetzt das Tuch um seine Pfote. „Was ist das?“ schrie sie. „Hat er sich verletzt? Haben Sie ihn verbunden, Cranbourne?“

„Nein!“ sagte der Major und strich sich nachdenklich sein schmales Bärtchen. „Denken Sie bloß, Janet! So fand ich ihn. Gar nicht sehr weit von hier. Ich weiß selbst nicht, was eigentlich los war!“

Sie löste behutsam das weiße Tuch, das um die Vorderpfote gewickelt war. Eine kleine blutige Stelle zeigte sich — und Tarka piepte ein wenig, als sie zu nahe kam.

„Er hat sich gerissen — oder er ist auf einen Splitter gerast!“ sagte Onkel Martin. „Wer aber hat ihn verbunden? Waren Sie es wirklich nicht, Cranbourne? . . . Bekennen Sie! Schämen Sie sich Ihres guten Herzens nicht! . . . Nein? — Na so was . . . warum hat ihn der mysteriöse Samariter, Mann oder Weib, nicht heraufgebracht?“

Es war eine Frage, die niemand lösen konnte. „Na — dann gute Nacht allerseits!“ sagten sie und gingen auseinander.

Janet holte sich erst noch Bormasser, wusch die kleine Wunde sorgfältig aus und machte einen frischen Verband. Als Tarka wieder auf den Beinen stand, wedelte er ihr vergnügt zu und lief, ohne zu hinken, im Zimmer herum. Janet zog ihn leise in den Gang zu Tante Betsys Zimmer. Aber an der Treppe, die nach oben führte, machte Tarka halt, schnüffelte hinauf und knurrte leise. Auf seinem Rücken stand wieder der drohende Ramm von Haaren.

„Nicht — ruhig!“ schalt Janet flüsternd. Sie sah die dunkle Treppe hinauf und horchte. Totenstille. „Es ist ja niemand da! Komm zu Bett — Tante Betsy schläft schon.“

Sie hielt das Tuch noch in der Hand, das sie um Tarkas Fuß gefunden hatte, und betrachtete es. Es war ein Taschentuch. Sie hielt es gegen das Licht, das an der Decke brannte.

„Das ist doch —“, sagte sie bloß.

Denn da war ein Monogramm — und das lautete: J. E.

(Fortsetzung folgt.)

## Vor dem Frost.

Der Himmel geht gebüdt und alt,  
Sein Wollenhaar ergraut,  
Es weht ein Odem gräberkalt,  
Und schon verweltet das Kraut.  
Da fliehen alle Vögel laut  
Vor Schreden in die Welt,  
Bis eine rauhe Gänsehaut  
Die Erde überfällt.

Gottfried Kölbel.

## Der Nikolaustag im Rheinland.

6. Dezember.

Wer hat nicht als Kind den Zauber des Nikolausfestes erlebt, wer nicht sehnsüchtig „Knecht Ruprecht“ mit dem langen weißen Bart und dem Sack voll Herrlichkeiten erwartet? Wer erinnert sich nicht an die beängstigenden Stunden, die vorher durchgekämpft werden mußten in dem Gedanken, ob der heilige Nikolaus wohl alle Sünden wußte, die man begangen hatte und trotzdem was Schönes schenke, oder ob's was mit der Rute abjehle.

Im Rheinland liegt der Nikolauskult weit zurück. In vielen Gegenden, besonders an West- und Niederrhein greift er tief in die Volkspoppe ein und der Tag des 6. Dezembers wird, wie auch in Holland und Flandern, als Volksfest im wahren Sinne oft mit Maskerade und Schmaus gefeiert. St. Nikolaus, Bischof in Myra in Lykien ist schon im Orient als Heiliger verehrt worden. Italienische Kaufleute entwendeten im Jahre 1067 seinen Leichnam aus der Kirche zu Myra und brachten die Gebeine in ihre Vaterstadt Bari in Unteritalien, wo man sie in der Kirche zu St. Stephan beisezte. Bereits 1100 spielte in Deutschland und besonders in dem damals reich bewegten rheinischen Leben der Zinterloss, der heilige Mann, eine bedeutende Rolle. Im Westrheingebiet galt sogar Vorabend und Nikolaustag als wichtigstes Glied in der Kette der Feiertage, wichtiger als Weihnachten. Ist es doch kaum ein Jahrhundert her, daß sich das alleingefessene rheinische Volk erst zu Weihnachtsbaum und Bescherung bekannte. Dagegen gab es am 6. Dezember schon in frühester Zeit große Nikolausmärkte. Buden wurden aufgeschlagen und Groß und Klein beteiligte sich an dem frohen Treiben. Diese Nikolausmärkte dauerten vom 1. Dezember bis über Weihnachten. Die Buden enthielten reichhaltige Auswahl an Helejemannstälcher, einem Gebäck aus gesüßtem Weizenmehl mit Korinthenaugen und eingebadenen kleinen weißen Tonpfeisgen, ferner Kuchen, Zuderwaren, Obst usw.

Eine altüberlieferte Sitte war und ist es auch heute noch in vielen Orten, daß am Nikolausabend die Kinder ihre Schuhe fein säuberlich gepunkt vor dem Schlafengehen vor die Zimmer oder an den Herd stellen. Der heilige Mann füllte sie dann mit Geld und „Leders“ und nur die Bösen bekommen eine Rute zugelegt. Da nach der Vorstellung der Kinder der Hl. Nikolaus auf einem Schimmel einherreitet — man findet noch in alten gotischen Plastiken und Holzschnitten den Heiligen auf einem Pferde abgebildet — so legen die Kleinen oft Heu oder Hafer in und neben die Schuhe und stellen einen Kaps mit Wasser an die Türe.

Der „Sinte Nikolaas“ ist in flandrisch-brabantischen Städten der Schutzpatron der Weber. Für die Gewand Schneider und Tuchmacher am ganzen Niederrhein und besonders in Köln war nach Junsturkunden vom November 1293 der Tag des Hl. Nikolaus als hoher Feiertag bestimmt. Es durfte also am 6. Dezember in Köln kein Tuch geschoren werden. Auch die alte Universität in Köln hielt Vorabend und Tag des Festes heilig. Es fanden keine Vorlesungen statt und bei den studentischen Feierlichkeiten in den Bursen und Konvikten gab es Obst, Rüsse, Spelulatus und Printen.

Bis weit über das Mittelalter hinaus wurde im Rheinland Vorabend und Tag des Nikolaus einem besonderen Knabenfest gewidmet. Aus der Reihe der Stifschüler erwählte man einen Jungen und erhob ihn zum Bischof. Am 6. Dezember mußte dieser kleine Würdenträger in vollem Ornat in der Kirche einhergehen und Opfer Spenden einsammeln. Dieses Bischofspiel, das bis zur Wesper am 28. jeden Jahres für den Knaben währte, hat sich bis Ende des 18. Jahrhunderts erhalten. F. Söhlinger.

## Der Schrecken der Tiefe.

Mit Genehmigung des Verlags Rütten & Loening, Frankfurt a. M., entnehmen wir folgende Erzählung dem noch vor Weihnachten erscheinenden spannenden Buch „Der Perlentaucher“ von Berge und Lanier. Ein Berufener berichtet hier ausführlich über seine Erlebnisse als Perlentaucher, über seine einzigartigen Abenteuer und Natureindrücke in der Tiefsee.

Ich habe sowohl von Eingeborenen als auch von Weißen viele Schreckgeschichten über das Ungeheuer aus der Unterwelt des Wassers gehört: den Kraken.

Mit meinen neunzehn Jahren, meiner eigenen Erfahrung Tag für Tag an mancher Muschelbank, war meine Antwort stets nur: „Dummes Zeug!“

Dann bekam ich meine erste Lektion über dieses besondere Geheimnis der Meere.

Das Wasser war ziemlich tief, etwa zwanzig Faden.

Neben mir war nicht gerade ein Loch, aber doch ein offener Raum zwischen Massen von Korallen. Ich bildete mir ein, dort unten läge etwas, das einer echten Muschel verdächtig ähnlich sah. Ich arbeitete mich also über die Felsblöcke hinunter in jene flache Vertiefung.

Der Gegenstand, der mich hinzog, schien alle meine Erwartungen zu übertreffen. Ich bückte mich, um ihn aufzuheben.

Und in demselben Augenblick fühlte ich, wie mich etwas ganz leicht am linken Arm berührte.

Instinkt und Schulung unter dem Wasser retteten mir das Leben. Bevor ich noch die leiseste Ahnung hatte, was es sein mochte, wirbelte ich wie der Bliß um meine Achse, riß das haarsharfe Messer aus der Scheide am Gürtel und hieb drei- oder viermal mit dem vollen Schwung meines Armes in die Richtung, aus der die Berührung kam. Das Glück war mir hold, ich trennte zwei lassoartige Arme ab, die mich ergriffen hatten; im nächsten Augenblick hätte der Krake mich an beiden Armen gefesselt, und ich wäre hilflos gewesen.

Während ich zuschlug und spürte, wie die Ringe durch eine Masse weichen Fleisches schnitt, packten mich zwei weitere Arme, jeder um ein Fingerglied. Ich fühlte einen furchtbaren Ruck am Bein und wäre beinahe umgefallen.

Das alles klingt melodramatisch, wenn man es unter zivilisierten Umständen wiedererzählt. Aber keine Beschreibung in Worten kann meinen Schreck in jenem Augenblick schildern. Es war ziemlich trüb an jener Stelle, immerhin konnte ich an den Felsen vor mir etwas wie eine formlose Masse und wogende, sich krümmende Arme sehen, auch einen abgehauenen Stumpf. Da wußte ich nur zu gut, daß dies das Ding war, das die schauerlichen Geschichten der Eingeborenen veranlaßt hatte. Und ich hatte mich darüber lustig gemacht! Ich stellte mir flüchtig vor, wie meine Kameraden oben ein zerrissenes, baumelndes Rettungstau und einen Luftschlauch hochzogen, ich malte mir ein menschliches Wesen, nämlich mich selbst, aus, das in dem Rachen des entsehligen Ungeheuers zappelte.

Inzwischen kämpfte ich wie ein Automat. Jedesmal, wenn ich mich bücken und versuchen wollte, meine Fingergelenke frei zu bekommen, zerrte mich die Bestie so heftig, daß ich mir wie ein kleiner Bub vorkam, der von einem starken Mann umgestoßen wird; nur mit der größten Anstrengung hielt ich stand. Helm und Brustplatte schlugen mir hart gegen Kopf und Brust. Ein Stoß schleuberte mich gegen einen Felsen und raubte mir den Atem. Die Kraft der Bestie war schrecklich und erzeugte ein Gefühl von Todesangst. Auch die kalte Berechnung, mit der sie meinen Bewegungen zuvorkam und jeden Befreiungsversuch vereitelte, hatte eine tiefe Wirkung auf die Widerstandskraft meiner Nerven.

Es ging um Leben oder Tod. Körper und Geist arbeiteten, als ständen sie nicht in Verbindung miteinander: Der Körper quälte sich ab, rang, kämpfte gegen die zerrenden Stränge, versuchte zu schneiden, zu stechen, sich zu befreien: der Geist hinwiederum erwog sorgfältig Möglichkeiten, zog die Einzelheiten der Lage in Betracht und mühte sich um den Entschluß, ob das Risiksignal gewagt werden dürfte.

Das ist das Letzte, wozu sich der Taucher in der Not entschließt — zu den vier Zügen, die bedeuten: „Zieht, bis die Leine reißt!“ Der Vorfall war klar gegeben; aber meine Sorge war, daß sich mein Luftschlauch und das Rettungsseil an einem der vielen Korallenvorsprünge verwickeln könnten. Geschah das, so konnte eine Anstrengung von oben sie leicht abschneiden und mich hoffnungslos in einer Spalte eingeklemmt zurücklassen. Einem Menschen, der unter Wasser arbeitet, sind diese beiden Verbindungslinien im Unterbewußtsein stets gegenwärtig; ganz mechanisch unterläßt man jede Handlung, bevor man nicht sicher ist, daß sich nichts verwickelt hat. Und ich in meiner Klemme hatte nur sehr wenig Aussicht, so etwas zu verhindern.

Unser stiller Zweikampf dauerte fort. Ich setzte all meine Kraft ein, um dem Ruten des Tieres zu widerstehen, ich bemühte mich, noch mehr von den lebenden Fesseln abzuschneiden, die mich umstrickten. (Es schienen sehr viele zu sein, zweimal soviel als in Wirklichkeit, sie lagen zusammengewirrt um mich herum.)

Zur Vermehrung meiner Bedrängnis gerieten meine Gewichte in heftige Schwingung, und ich mußte darauf achten, daß ich meinen Helm aufbehielt; denn sonst dringt Luft in Brust und Hosenbeine ein, und man ist erledigt. Auf das Abzugsventil war zu achten, und während des ganzen Kampfes mußte ich mich aufrechterhalten und nach jedem Ruck an den Fingergelenken wieder aufrichten.

Als ob das teuflische Hirn in dem gierigen, fleischigen Geschöpf das alles verstanden hätte! In dem Augenblick, wo ich die Hand mit dem groben Messer abwärts stoßen wollte, gab es mir einen fürchterlichen Ruck und zerrte mich zehn oder fünfzehn Fuß weit, preßte mir den schweren Helm gegen

Kiefer und Schädel und quetschte mich gegen die raue, frustige Felswand. Und all das in einem Pfuß, der geschwärzt und getrübt war von der Tinte, die die Bestie ausgespritzt hatte.

Dann und wann erholte ich mich von der Anstrengung dadurch, daß ich mich an Rettungsseil und Luftschlauch festhielt. Nach einer Weile schien sich eine leichte Strömung durchzusetzen und etwas von der dicksten Verfärbung wegzuführen.

Als ich einen Blick auf die etelhafte Masse von Armen und sich windenden Beinen geworfen und besonders in die diabolischen Augen geschaut hatte, redete ich mich, um das Notsignal zu geben. Sofort schnellte mich der Krake ein Dugend Fuß breit, und ich mußte mich mit aller Kraft zusammennehmen, um nicht hinzufallen.

Blitzartig schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Das ist ja die reine Hölle. Denn alles um mich herum war fauliges, unnatürliches, dreckiges Schwarz, das unglaubliche Wesen hatte mich in seiner Gewalt und wollte mich unbedingt verschlingen.

Das, was ich hier erzähle, muß zehn bis fünfzehn Minuten gedauert haben. Damas schien es mir eine Ewigkeit. Ich begann zu begreifen, daß es nicht länger auszuhalten war. Der erste schwere Schlag des Helms hatte mich zerschunden, zerquetscht, betäubt. Das darauffolgende heftige Aufschlagen und Hinstürzen gegen die Korallen hatte meine Kräfte erschöpft, ich sah ein, daß ich verloren war, wenn ich nicht schnell handelte. Die Gelegenheit auszunutzen, den Luftschlauch klar zu bekommen, war nicht mehr als Verzweiflungsmaßnahme anzusehen.

Sofort spürte ich, wie ich in Bewegung kam. Ehe noch die Welle angsterfüllter Bewußtlosigkeit über mich hinwegspülte, warf ich die Arme hoch, faßte beide Beinen und ruckte viermal wie wahninnig. Einen Augenblick hatte ich die Empfindung, der Länge nach in zwei Teile gerissen zu werden.

Blitzlich schoß ich in die Höhe, bis zehn oder fünfzehn Fuß unter dem Wasserpiegel.

Aus dem Licht über mir schloß ich, daß ich der Oberfläche sehr nahe sein mußte. Ich schaute hinunter, ich sah die Saugarme des Seeteufels noch fest um meine Knöchel liegen. Die scheußliche Masse seines Körpers hing darunter.

Ich selbst konnte gar nichts tun. Es war unmöglich, hinzufassen und meine Beine zu befreien, solange ich an ihnen abwärts und von den Seilen aufwärts gezogen wurde. Der Krake zerrte mit aller Macht.

Als ich mich so weit oben befand, daß ich zu erkennen vermochte, was los war, brüllte mein Freund Ro auf dem Deck des Luggers den Männern zu, sie sollten fest ziehen. Geschickt schlang er mir eine didere Leine um den Leib. Zwei weitere Männer packten sie und zogen mich daran in die Höhe.

Ro glitt ins Wasser, das große Messer kampfbereit. Mit zwei sicheren Hieben trennte er die entsetzlichen Arme ab. —

## Tagebuch einer heurigen Gans.

Von Jenő Kalman.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen v. L. Neuscha.)

Ich wurde an einem stürmischen Apriltag des Jahres 1931 geboren. Daß ich trotzdem schon schreiben kann, ist gar nicht verwunderlich, werden wir Gänse doch gleich mit der Feder geboren. Daß meine Mutter gleichzeitig auch einige Hühnchen ausgebrütet haben soll, ist eine ganz gewöhnliche Ente.

Raum kam ich zur Welt, zerbrach ich auch schon ein Ei. Meine Mutter zürnte mir aber trotzdem nicht, sondern nahm mich unter ihre Flügel. Hier wurde ich mit meinen sechzehn Geschwisterchen bekannt.

Aus der Welt meiner zartesten Jugend besitze ich keine besonderen Erinnerungen. Der Urfeindin der kleinen Gänselein: der Frau Raß bin ich bloß ein einziges Mal begegnet und da bekam ich vor Schreck gleich eine Gänsehaut. Ganz unerwartet kam mir aber ein wunderschöner irdischer Engel in Gestalt des Fräulein Miki zu Hilfe. Sie war die Hausmeisterstochter jener Villa, die uns als Wohnort diente.

Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken, sonst würde ich sagen: „Sie sehen und lieben, — war das Wert eines Augenblicks!“ Tatsache ist aber, daß ich Fräulein Miki von diesem Moment an mit der ganzen Glut meines jungen Gänsehertzens anbetete.

Frau Schnattermund, die Ente, die in dem Stall neben uns wohnte, bemerkte meine hoffnungslose Liebe und verhöhnte mich darob. Sie sagte, ich laufe dem Fräulein Miki vergebens nach, denn dieses tolle Geschöpf besuche eine

Theaterschule und kümmere sich nicht um dumme Gänse meiner Art.

Ich aber achtete nicht auf deren Geschwätz, sondern betete Fräulein Miki nach wie vor unvermindert an. Sie kam jeden Morgen und Abend zu uns in den Geflügelhof und rief uns mit süßer Stimme herbei. Ich lief ihr dann immer so ungestüm zu, daß ich meine kleinen Geschwisterchen fast über den Haufen rannte. So viel ich beobachten konnte, fühlte auch sie sich zu mir mehr hingezogen, als zu den übrigen. Denn ich war größer, als diese. Fräulein Miki gab mir auch den Namen „Razi“, und eines Tages band sie mir sogar eine Rosamappe um den Hals.

An diesem Tage war ich sehr glücklich und wurde vor Freude gleich um zwanzig Dela schwerer.

Beim Strandbad, auf der inmitten des Geflügelhofes befindlichen Lache, dachte ich oft darüber nach, warum Fräulein Miki nicht ständig bei uns ist. Wozu sie eine Theaterschule besucht und woher es kommen mag, daß sie in letzter Zeit auch schon die Abende zumeist außer Haus verbringt. Der junge Herr Hahn, der um einige Wochen älter ist als ich, erzählte mir, sie sei als Statistin im Theater tätig. Ich weiß nicht, was ein Theater und was eine Statistin ist, aber ich bin auf alles und jeden wütend, der mir das gute Fräulein Miki entzieht.

Ich könnte für sie mein Leben opfern!

Von Frau Glude erfuhr ich, daß heute die Theaterprüfung meiner Miki stattfinden wird. Sie wird in einer Szene des „Gänseblümchens“ auftreten. Ich nahm das für eine zarte Anspielung. Sie liebt mich also dennoch, sie liebt mich!

Das weiß ich übrigens auch daher, weil sie mich neulich, als sie in Gesellschaft eines lahmlöffigen, aber sehr eleganten Herrn unter uns erschien, mit ihren himmelblauen Augen betrachtete und sagte:

„Mein liebstes ist eine junge Gans! Mit Häuptelssalat!“

Interessant, wie sehr wir übereinstimmen: den Häuptelssalat liebe auch ich sehr.

Miki hat bei der Prüfung sehr gefallen und wie ich höre, hat man ihr auch sofort einen Kontrakt angeboten.

Nach der Prüfung kam Miki mit ihrer Mama in den Geflügelhof und beratshlagte mit ihr, wen von uns sie zum Festessen einladen sollte. Mikis Mama war für den jungen Herrn Hahn eingenommen, aber mein Ideal widersprach ganz entschieden.

„Nein, nein ... Ich will den Razi!“

So wurde denn ich zum Festessen eingeladen, aber — nicht als Gast. Und damit ging auch mein Wunsch in Erfüllung: für Miki sogar zu sterben.

Nun brate ich hier in einer Pfanne, mit gerupften Kräutern, und ich erröte bei dem Gedanken, wie egoistisch die Menschheit veranlagt ist.

Ich sehe noch, wie dumm der Häuptelssalat auf den Tellern lächelt. Man hat ihn mit Essig und Öl getränkt, mit Zucker bestreut; zwischen seine schönen, frischen grünen Blätter aber hat man aufgeschnittene, ungeborene Küden, oder wie die Menschen sie nennen: Eier gelegt.

Der Wahrheit die Ehre: Mein junges Leben dort hinten im Geflügelhof war nicht ganz freudlos und ich kann auch mit meinem Ableben zufrieden sein. Mein ästhetisches Gefühl ist befriedigt und auch mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen: ich bin für Fräulein Miki gestorben. So werde ich denn zumindest im Tode mit ihr vereint sein!

Ich würde auch mit meinem Los restlos zufrieden sein, wenn ich nicht gehört hätte, daß auch der elegante Rahlkopf von mir speisen wird. Warum kann ich nicht der Miki ganz allein gehören? Aber die Rache lebte in mir auch noch über das Grab hinaus. Wenn es der Rahlkopf wagen sollte, etwas von mir zu verzehren, dann werde ich ihm, bei Gott, tüchtig im Magen liegen.

## Wußten Sie das schon?

Die Bezeichnung Spießbürger war im Mittelalter eigentlich ein Ehrentitel, bezeichnete man mit ihr doch den in der Stadt wohnenden, zum Waffentragen berechtigten Bürger. Einer der vielen Fälle, daß der Sprachgebrauch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes verwaschen hat.

In Afghanistan, in Liberia und auf Island gibt es keine Eisenbahn.

Ein Känguruh-Junges ist bei der Geburt kleiner als eine Maus. Ein Elefant dagegen wiegt über 100 Kilogramm.

In Mexiko gibt es eine kleine Eidechse, den sogenannten „mexikanischen Drachen“, der imstande ist, auf der Wasser-oberfläche zu laufen.